

Nachdenkliches zu Web 2.0 im Hochschulunterricht

Die Begeisterung über die neuen partizipativen Umgebungen im Internet ist völlig verständlich. Die Anwendungen und Methoden, die als Web 2.0 bezeichnet werden (O'Reilly 2005), machen aus dem World Wide Web etwas deutlich Anderes als die Vorgängerversion zwischen 1993 und 2001, die neben Kommunikation im Wesentlichen nur Informationssuche und Informationsdarstellung kannte und damit dem Nutzer nur die Rezeption von Inhalten ermöglichte. Web 2.0 bietet durch Feedback-Methoden echte Chancen für zeitnahe Kommunikation, Austausch von Inhalten und interaktive Kollaboration. Rückkopplung ist das Grundelement des Mitmach-Netztes. In Wikis, Weblogs und Social Communities steckt gesellschaftlich und persönlich ungeheures Potenzial für sinnhaftes Handeln und – wie am Einsatz von Twitter in politischen Aktionen zu erkennen – für relevante politische Veränderungen. Es lohnt, die Methoden im Hochschulunterricht einzusetzen und ihre Vorteile und Grenzen auszuloten. Hierzu einige Thesen:

1. Umfragen unter Jugendlichen und Studierenden (E-Dossier #06 2009; Schulmeister 2009) zeigen, dass von den Applikationen im Web 2.0 nur Social Communities und Wikipedia in nennenswertem Maße genutzt werden. Methoden, die für das Lernen interessant sind wie Weblogs, Wikis und Portfolios werden kaum genutzt. Bei Jugendlichen steht das Identitätsmanagement im Vordergrund (Buckingham 2008; Schmidt, Hasebrink u.a. 2009), bei Studierenden die Kommunikation und auch die Unterhaltung (Schulmeister 2010).

2. Kommunikationsmethoden wie Email, IM, SMS, Besuche auf Websites für Freizeitaktivitäten, Sport, Musik, Film und Shopping, die nicht zu Web 2.0 zählen, sowie Social Communities werden von fast allen genutzt. Sie dienen der Kommunikation und dem Beziehungsmanagement in der Freizeit. Wikis und Weblogs werden überwiegend rezeptiv genutzt und nur von wenigen produktiv. Die Annahme, alle könnten, wenn sie nur wollten, alle wollten, wenn sie nur wüssten, scheint nicht zu stimmen (Reinmann 2008). Erstens können nicht alle und zweitens wollen nicht alle. Es ist nicht zu erwarten, dass alle Menschen, die eine Innovation rezeptiv nutzen, sie auch aktiv nutzen werden. Aktiv produzierende Mitglieder der Internet-Gemeinschaft werden immer eine Minderheit bleiben. Dafür verantwortlich sind soziale und kulturelle Faktoren, aber auch psychogene Faktoren der Lernsituation, die sich auf Kognition, Motivation und Angst¹ auswirken.

3. Es kann daher nicht verwundern, dass ein Transfer der Internet-Methoden von den Freizeitaktivitäten auf das Lernen in Schule und Hochschule nicht stattfindet. Es ist völlig selbstverständlich und vorrangig, dass Jugendliche in Absetzung von den Eltern eine eigene Identität finden und ausprägen müssen, dass sie diese in anderen Vorbildern suchen (Künstler, Sportler, Mode) und in eigenen Freizeitaktivitäten. Der erste Blick des Forschers muss den Interessen und Motiven der Nutzer gelten, denn die Faszination der Jugendlichen für die neuen Funktionalitäten verführt den Beobachter nur allzu schnell, allein in technischen Begriffen zu denken. Es ist nicht das erste Mal in der Technikgeschichte, dass uns deutlich vor Augen geführt wird, dass wir von den technischen Eigenschaften nicht kausal auf die Nutzung schließen dürfen. Die tatsächliche oder potenzielle Nutzung, einschließlich des Missbrauchs der stets ambivalent einsetzbaren Technik, geht nicht auf die technischen Eigenschaften zurück, sondern auf soziale und individuelle Motive im kulturellen Kontext. Nicht die Technik determiniert die Nutzung, sondern die gesellschaftlichen Szenarien und kulturellen Praktiken beeinflussen die Art der Nutzung (Buckingham 2008; Jenkins 2006a).

4. Die partizipativen Umgebungen werden von proaktiven Nutzern für den Diskurs oder die gemeinsame Produktion von medialen und sprachlichen Objekten genutzt, immer mit Blick auf die Öffentlichkeit. Jenkins (2008) spricht daher zu Recht von einer „Partizipationskultur“. Der Austausch von Informationen und Meinungen und die Kooperation sind das Besondere und Attraktive an diesen Methoden. Aber der Begriff Partizipationskultur kennzeichnet auch eine Beschränkung, denn Partizipation kann nicht verordnet werden, sie ist freiwillig, zur Partizipation kann nur aufgerufen werden.

5. Befragungen Studierender (E-Dossier #06 2009) und meine Experimente mit Forschendem Lernen in virtuellen Räumen lassen mich fragen: Warum funktioniert der Transfer aus der Freizeit auf das Lernen nicht? Ein Grund dafür ist zunächst nicht erkennbar: Die Einen machen dafür Lehrer und Hochschullehrer verantwortlich, die mit den Medien nicht adäquat umgehen, die Anderen machen die Motivation der Schüler und Studierende als verursachenden Faktor aus. Ich halte beide Arten von „Schuldzuweisungen“ für nicht richtig und plädiere stattdessen für die These:

6. Lernen ist in der subjektiven Wahrnehmung der Studierenden etwas völlig Anderes als das soziale Alltagsmanagement der Freundschaften. Lernen hat in den Augen der Lernenden einen ganz anderen

¹meine Forschungen zur Mathematik- und Statistik-Angst (Schulmeister 1983) legen mir den Gedanken nahe, dass bei Studierenden so etwas wie eine „Angst vor dem leeren Blatt“ auftreten kann, wenn sie merken, wie Kommilitonen in Wikis und Weblogs fleißig Texte produzieren, während ihnen kein Einfall kommt oder sie in Formulierungen stecken bleiben.

Charakter als die Kommunikation in sozialen Gruppen, die Unterhaltung und das Management der Freizeitaktivitäten, als das Veröffentlichen von Meinungen oder interessanten Funden im Netz. Das Informationsmanagement ist die einzige Funktion, die mit ins Studium genommen wird.

7. Aber auch im Blick auf das Informationsmanagement, dies haben Forschungen zur digital literacy gezeigt (Ciber 2007; Fink 2008; Heinze (2008); Heinze, Fink & Wolf (2009); Livingston, Bobre u.a. 2005; Ofcom 2006; UK Children Go Online 2005), sind bei den Studierenden nicht Fähigkeiten entstanden, wie Schule und Hochschule sie erwarten müssen. Solche Fähigkeiten entstehen nicht von selbst, sie erwirbt man anscheinend nicht inzidentell oder implizit durch Surfen. Lehrer, Dozenten und Hochschullehrer erhalten damit eine wichtige Aufgabe. Sie sollten ihre Studierenden in die sinnvolle Nutzung der neuen Lern- und Arbeitsmethoden einführen und für einen bedeutungsvollen Gebrauch motivieren.

8. Das Lernen von Wissenschaft ist – auch aus der Sicht der Institution – etwas Anderes als informelles Lernen in virtuellen Gemeinschaften. Das Studium besteht nicht nur, sogar eher selten, in selbstgesuchten Themen, sondern zu einem großen Teil in der Aneignung von systematischem Wissen und überlieferten Wissensbeständen, die in vielen Fällen individuelles Lernen verlangt. Lernszenarien müssen deshalb für unterschiedliche Formen des Lernens geplant werden.

9. Web 2.0-Methoden eignen sich nicht zum Lernen für alle Arten des Wissens. Sie wurden für das Informations- und Kommunikationsmanagement optimiert und eignen sich daher speziell für Bereiche der Wissenschaft, in denen die Kommunikation über Wissen eine bedeutende Rolle spielt wie in den Diskursen der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, in der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Werten und erkenntnistheoretischen Normen. Nicht ohne Grund sind Mathematik, Logik und die Naturwissenschaften im Web 2.0 nicht oder nur mit ihren epistemologischen Aspekten und sozialwissenschaftlichen Kontexten präsent.

10. Web 2.0-Methoden können hervorragend in Studienphasen eingesetzt werden, in denen Lernen unter der Bedingung der freiwilligen Partizipation stattfindet und in denen es eine Bewertung und Notengebung nicht gibt, denn Erfahrungen (Richardson 2004; Downes 2004; Reinmann 2008) mit Web 2.0-Methoden im Pflichtunterricht zeigen, dass sich die Leistungen der Teilnehmenden verändern, dass sich Lernen, so wie wir es erwarten, verflacht und nivelliert, sobald die Leistungen verpflichtend sind (Reinmann, Sporer & Vohle 2007). Lernprozesse in Bildungsinstitutionen können schon deshalb nicht im selben Maße Zufriedenheit bei den Benutzern hervorrufen wie selbstgewählte Aktivitäten, weil sie benotet werden (müssen). Möglicherweise sind Web 2.0-Methoden nur dann für das formale Lernen in institutionellen Kontexten adaptierbar, sofern es nicht um Prüfungen und Benotung von Leistungen geht.

11. Wir brauchen Lernphasen, in denen um des Lernens willen gelernt werden kann und in denen keine Bewertung stattfindet. Und wir brauchen andere Lernphasen, in denen die Hochschule ihrer Aufgabe der Bewertung und Selektion der Studierenden nachkommen kann und in denen es auf die Notenvergabe ankommt, es sei denn, wir wollten das „Assessment“ den Arbeitgebern überlassen.

12. Die von manchen gehegte Erwartung, dass alle mitmachen werden, kann nur enttäuscht werden. Die Gruppe proaktiver Nutzer wird einen gewissen Anteil nicht übersteigen, weil eine Selbstorganisation nicht jedem jederzeit möglich ist (Reinmann 2008). Diese Aussage sollte man aber nicht als eine pessimistische Einschätzung betrachten, denn es gibt genügend andere wichtige Fragen, Themen und Probleme der Welt, mit denen sich jeweils die einen und die anderen beschäftigen. Menschen machen unterschiedliche Erfahrungen, haben unterschiedliche Interessen und gehen sozial und politisch unterschiedliche Engagements ein. Die Diversität der Lernenden ist ein hohes Gut. Dem muss die akademische Lehre Rechnung tragen, denn nur so kann sie neoliberalen Tendenzen wirksam begegnen. Die größte Diversität ist aber immer noch die Ungleichheit der sozialen Schichten. Seit Pichts „Die deutsche Bildungskatastrophe“ (1964) wurden keine Fortschritte in der Integration von Kindern aus sozial schwächeren Schichten in die Bildung gemacht.

13. Nur wenn wir die Parteilichkeit der Bildung und des Mediengebrauchs achten, können wir der Ambivalenz der Mediennutzung entgehen, deren andere Seite durch den Einsatz als „neoliberales Führungsinstrument“ (Häcker 05.02.09, <http://mms.uni-hamburg.de/blogs/epush/2009/02/05/vortrag-von-prof-dr-hacker/>) für die Kompetenzentwicklung in der globalisierten Welt und deren Ausrichtung an Unternehmenszielen bestimmt wird, wie man der Literatur zur „Lernrevolution zum New Blended Learning mit Social Software“ (sic!) entnehmen kann (Erpenbeck/Sauter 2007; s.a. Kuhlmann/Sauter 2008).

14. Henry Jenkins (2006a) will die „early settlers and first inhabitants“ der eLearning-Szene nachdenklich machen: „These elite customers exert a disproportionate influence on media culture in part because advertisers and media producers are so eager to attract and hold their attention.“ Nutzer und Medienproduzenten würden sich gegenseitig bestätigen, und dann drehe sich alles nur um ihr Anliegen als das Wichtigste auf der Welt: „Right now, both are chasing their own tails.“ Beware!

Referenzen

- Buckingham, D. (Hrsg.): Youth, Identity, and Digital Media. Massachusetts Institute of Technology 2008.
- CIBER (Centre for Information Behaviour and the Evaluation of Research), University College London, School of Library, Archive and Information Studies: Information Behaviour of the Researcher of the Future. A British Library / JISC Study. An evaluation of BL Learning: a website for younger scholars. London 2007 [<http://www.ucl.ac.uk/slais/research/ciber/>].
- Downes, S.: Educational Blogging. In: EDUCAUSE r e v i e w September/October 2004, S. 14-26.
- Erpenbeck, J./Sauter, W.: Kompetenzentwicklung im Netz. Luchterhand: Neuwied 2007
- Fink, J.: Informationskompetenz bei der Suche nach wissenschaftlichen Quellen: Eine empirische Studie unter Studierenden der Universität Augsburg. Bachelorarbeit zur Erlangung des Grades Bachelor of Arts (B.A.) an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg. 2008.
- Heinze, N.: Bedarfsanalyse für das Projekt i-literacy: Empirische Untersuchung der Informationskompetenz der Studierenden der Universität Augsburg (Arbeitsbericht 19). Universität Augsburg Medienpädagogik: 2008 [http://imb-uni-augsburg.de/files/Arbeitsbericht_19.pdf].
- Heinze, N./Fink, J./Wolf, S.: Informationskompetenz und wissenschaftliches Arbeiten: Studienergebnisse und Empfehlungen zur wissenschaftlichen Recherche im Hochschulstudium (Arbeitsbericht 21). Universität Augsburg. Medienpädagogik: Januar 2009. URL: http://imb-uni-augsburg.de/files/Arbeitsbericht_21.pdf.
- Jenkins, H.: Confronting the Challenges of Participatory Culture: Media Education for the 21st Century. MacArthur Foundation: Digital Media and Learning 2006 [http://digitalllearning.macfound.org/atf/cf/{7E45C7E0-A3E0-4B89-AC9C-E807E1B0AE4E}/JENKINS_WHITE_PAPER.PDF].
- Jenkins, H.: Convergence Culture. Where Old and New Media Collide. New York University Press 2006a. (Paperback 2008).
- Kuhlmann, A./Sauter, W.: Innovative Lernsysteme: Kompetenzentwicklung mit Blended Learning und Social Software. Springer 2008.
- O'Reilly, T.: What Is Web 2.0. Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software. [<http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.html>] 2005.
- Reinmann, G.: Selbstorganisation im Netz – Anstoß zum Hinterfragen impliziter Annahmen und Prämissen. Augsburg: Universität Augsburg, Medienpädagogik. Arbeitsbericht Nr. 18, Mai 2008 (Konzeptpapier) [<http://imb.phil.uni-augsburg.de/imb/medienpaedagogik/>]. Universität Augsburg, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät, Medienpädagogik, Arbeitsberichte.
- Reinmann, G./Sporer, T./Vohle, F.: Bologna und Web 2.0: Wie zusammenbringen, was nicht zusammenpasst? In: R. Keil/M. Kerres/R. Schulmaster (Hrsg.): eUniversity – Update Bologna. Waxmann: Münster 2007, S. 263-278.
- Richardson, W.: The Blogging in Schools Question. Weblogg-Ed, April 13, 2004, [<http://www.weblogg-ed.com/2004/04/13#a1699>].
- Schmidt, J./Hasebrink, U./Paus-Hasebrink, I. (Hrsg.): Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. (Schriftenreihe Medienforschung der LfM Landesanstalt für Medien NRW Bd 62) Vistas: Berlin 2009.
- Schulmeister, R.: Angst vor Statistik. AHD: Hamburg 1983.
- Schulmeister, R.: Gibt es eine Net Generation? Hamburg 2009. Version 3, 168p. [http://www.zhw.uni-hamburg.de/uploads/schulmeister-net-generation_v3.pdf].
- Schulmeister, R.: Studierende, Internet, E-Learning und Web 2.0. In: N. Apostolopoulos, H. Hoffmann, u.a. (Hrsg.): E-Learning 2009: Lernen im digitalen Zeitalter (=Medien in der Wissenschaft Bd 51; als PFD downloadbar) Waxmann: Münster 2009, S. 129-140.
- Schulmeister, R. Students, Internet, eLearning and Web 2.0. In: Ebner, M./Schiefer, M. (Eds): Looking Toward the Future of Technology-Enhanced Education: Ubiquitous Learning and the Digital Native. IGI Global 2010 (in print).
- UK Children Go Online: Internet literacy among children and young people. Authors: Sonia Livingstone, Magdalena Bober, Ellen Helsper. Department of Media and Communications, London School of Economics and Political Science 2005 [<http://www.children-go-online.net>].